

What is at stake? - Zur Potenzialität wissenschaftenden Tuns

„The published word is not the final one, but only a pause
in the never-ending process of generating theory.”

(Glaser / Strauss 1967: 40)

Prozesse der Wissensproduktion vollziehen sich in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Kontexten, von denen die Wissenschaft im engeren Sinne nur ein mögliches Feld darstellt. Ihre häufig auf das Sprachliche eingegrenzten Diskursarenen und institutionalisierten Publikationsweisen – in der Regel im geschriebenen Wort, das auf diese Weise zirkuliert – lassen in den Hintergrund geraten, dass auch die Forschenden selbst gesellschaftlich positioniert sind und von hier aus auf ihren Gegenstand schauen. Dieser Blick ist bedingt durch (verkörperte) Erfahrungen und (theoretische) Entscheidungen, die einen Gegenstand – als untersuchenswert – erst zum Erscheinen bringen. Den Prozessen der Gegenstandsbildung soll hier – exemplarisch an dem Bereich der Geschlechterforschung – nachgegangen werden.

In der Geschlechterforschung ist eine bemerkenswerte Vergegenständlichung oder Verobjektivierung des Denkens und Wahrnehmens von Geschlecht zu konstatieren: Während einerseits sozialkonstruktivistische Ansätze den Fokus auf die *Herstellungsprozesse* von Geschlecht – im Sinne eines *doing gender* – lenken, scheint es andererseits ebenso notwendig wie schwierig, über das hegemonial vorherrschende Konstrukt heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit hinauszudenken. Begründet wird diese Schwierigkeit mit der gesellschaftlichen Wirkmacht, die das Konstrukt zweier sich ausschließender und wechselseitig aufeinander bezogener Geschlechter in der – auch körperlichen – Selbst/Wahrnehmung von Forschenden wie Beforschten entfaltet. Sie kann aber auch in dem subjektiven Blick der Forschenden verortet werden, die von einer spezifischen gesellschaftlichen (Geschlechter)Position aus ‚wahr‘nehmen und sprechen.

Das beziehungsreiche Spannungsfeld, das hier zwischen Forschungssubjekt und Forschungsobjekt sichtbar wird, war und ist immer wieder Anlass für Problematisierungen des methodischen Zugangs wie auch der Position der Forschenden im Forschungsprozess. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, *wie* ‚andere‘ Praxen des Umgangs mit Geschlecht in den wissenschaftlichen Diskurs eingespeist werden können – ohne als ‚das Andere‘ die Norm (der zweigeschlechtlichen Ordnung) wiederum zu bestätigen. Anhand meiner eigenen empirischen Forschungsarbeit mit Personen, die sich selbst in einem Transgender-Spektrum verorten, stelle ich das Potenzial des Verfahrens der Grounded Theory, des theoretischen Samplings wie auch problemzentrierter Expert_innen-Interviews zur Diskussion: Tenor in den Interviews ist die gemeinsame Arbeit an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung,

d.h. im Idealfall entwickeln sich Dialogsequenzen, in denen gemeinsam auf den Forschungsgegenstand – heteronormative Zweigeschlechtlichkeit und ihre Durchquerungen – geschaut wird.

Ein so verstandenes wissenschaftendes Tun ist eine *soziale* Aktivität, die im Feld gesellschaftlichen – und im engeren Sinne wissenschaftlichen – Wissens neue Konfigurationen aufruft. Die Effekte dieses Tuns können ebenso regulierend wie auch ermöglichend sein und hängen von der gesellschaftlichen Positioniertheit und Selbstreflexion der am Forschungsprozess Beteiligten ab. In diesem Sinne ist die empirisch-deskriptive nicht von einer theoretisch-konzeptuellen Ebene zu trennen – der Prozess des Zusammenwirkens ist vielmehr das, an dem die Gegenstandsbildung und ihre Potenzialität zu messen sind.